



Unkn. Privatbesitz

Joseph Maria Lutz. Wenn Urwüchsigkeit und freundliches Behagen an den Kleinigkeiten des Alltags (die keineswegs mit seinen Nichtigkeiten zu verwechseln sind), ein Merkmal altbayerischen Wesens ausmachen, ist Joseph Maria Lutz einer seiner berufensten Kündler. Wurzelrecht und bodenverbunden sind für diesen Dichter aus der jungen Generation keine schönrednerischen Bezeichnungen. Hören wir von ihm, was er über sich selbst sagt: Ich bin geborener Altbayer und entschloß mich schon sehr früh Schriftsteller zu werden, was meine Eltern, die unbedingt einen Regierungsrat aus mir machen wollten, nicht gerade mit Freude erfüllte; sie lehnten meine „broklofen“ Phantastereien rundweg ab. Ich studierte also schlecht und recht auf Brotberuf. Da kam — in immerhin hoffnungsvolle akademische Semester hinein — der Krieg, mit ihm Frontdienst an der Westfront und in dessen Folge jahrelanger Lazarett-Aufenthalt. Auch nach der Entlassung blieb so viel gesundheitliche Schädigung zurück, daß der einst gewählte Beruf nicht mehr in Frage kam. Das Schicksal hatte gesprochen — ich wurde doch Schriftsteller. Mein künstlerisches Ziel war von allem Anfang darauf gerichtet, die Kluff, welche sich zwischen Volk und Kunst aufgetan hatte, soweit ich es vermochte, wieder zu schließen. Zu einer Zeit, in der einer, der natürlich blieb, nicht gerade als feiner Mann in der Literatur galt, begann ich damit, „dem Volk auf's Maul zu schauen“ und aus seinem Herzen heraus und in sein Herz hinein zu sprechen. Wie von selbst kam ich auf solche Weise dazu, dem Dialekt in meinem Schaffen nicht nur mehr als üblich Raum zu geben, sondern ihn sogar in manchem meiner Werke als wesentliches künstlerisches Ausdrucksmittel zu handhaben. Auf solche Weise entstanden „Der Zwischenfall“ (Lustspiel und auch als Roman erschienen), „Bayerisch — was nicht im Wörterbuch steht“, „Heilige Nacht, ein deutsches Weihnachtsspiel“, „Der Brandner Kaspar schaut ins Paradies — ein gemüthliches Spiel um eine ungemüthliche Sache“, „Der Kumpf“, „Käuze am Wege“ und viele in Zeitschriften und Zeitungen verstreute Novellen und Gedichte, die noch der Sammlung harren. Großen Erfolg hatten auch verschiedene Hörspiele, Szenen und Hörfolgen, die ich für den Rundfunk geschrieben habe. In einem einsamen Landhaus, in der Nähe meiner Heimat Pfaffenhofen a. d. Alm (Ob. Bay.), lebe ich und lausche in der Stille achttam auf die Stimmen der Zeit. Was so der Geist erfährt, sinkt in das Herz und formt sich hier zum Werk.

Der Käse und der Kas.

Eine lustige gastronomische Plauderei von Joseph Maria Lutz.



Zeichnung von Eduard Thöny

Wir Bayern lieben das Männliche, infolgedessen können wir mit dem Worte „Käse“ nichts Rechtes anfangen. „Der Käse“, dies Wort mit dem männlichen Artikel „der“ und der weiblichen Endung „e“ widerstrebt uns ein bißchen; unser Sprachgefühl drängt uns fast dazu, zum Wort „Käse“ „die“ zu sagen. Wir Bayern lieben aber das ausgesprochen Männliche und deshalb sagen wir zu unserem Käse einfach „der Kas“ — das ist eindeutig.

Der Kas — das ist der Naturbursch oder der Mann aus dem Volke. Der Käse dagegen, das ist der gehobener, der subtilere. Der Käse schämt sich ein bißchen, daß er ein Kas ist. Der Käse, das ist gewissermaßen der intellektuelle Kas. Der Kas ist bodenständig, der Käse ist mehr international.

Der Käse bewegt sich deshalb auch gern in der feinen Gesellschaft; er fühlt sich unter Abendkleidern und Smoking am wohlsten und prunkt auch gern selbst in silbernen oder goldenen Uniformen — der Kas hingegen, geht sozusagen stets in der „Kurzn“ und bevorzugt als Bekleidung meist das sprichwörtliche Kaspapierl.

Der Käse wird mit eigenem Besteck sehr grazios entkleidet, sofern er nicht überhaupt schon auf silbernen Platten herumgereicht wird oder — wie Schneewittchen im gläsernen Sarge — unter dem klaren Kristall einer Käseglocke ruht.

Der Kas wird aus irgendeiner Tasche gezogen, auf den blanken Wirtshaustisch geworfen, und, vom Kaspapierl weg, mit dem „im Griffte feststehenden Messer“ zerteilt, gesalzen, gepfeffert, aufgespießt, von ganz Raffinierten noch ins Bier getaucht und — gefressen. Jawohl: man „frisst“ den Kas.

Der Käse hingegen wird auf differenzierte Brotarten gebreitet und elegant zum Mund oder Mündchen geführt.

Ueber dem Kas tönt das derbe Wort und das pralle Lachen der Wirtshäuser, der Stuben und Gennhütten — über den Käse hinweg wird, ein bißchen genaant, Konversation gemacht; es geht leise und gedämpft um ihn zu. Zarte Parfüms übertönen seine eigenen Geruchseigenschaften diskret und vornehm.

Der Kas dagegen stinkt ungeniert und ehrlich über fünf Tische hinüber und nimmt es sogar noch mit dem ärgsten Kanaster aus Jägerpfeifen oder mit dem schärfsten Rabi und seinen Nachwirkungen auf.

Der Käse erhöht raffiniert die Blume erlesener Weine, er ist zudem mild, sahnig, einschmeichelnd — der Kas ist raß, scharf und „beißend“, er schwimmt am liebsten in einer gehörigen Lache Bier.

Der Käse schächt zarte, gedämpfte Tafelmusik aus dämmerigen, teppichbelegten Nebenräumen oder Nischen. Schluchzende Seigen sind seine liebsten Instrumente.

Der Kas will eine zünftige Musi, sei es nun Zither, Zupfgeige oder aber eine Blechmusik, die poltert und dröhnt, daß die Eichenbohlen wackeln. Bombardon, Posaune und C-Trompete sind seine besonderen musikalischen Spezeln.

Der Käse ist Aristokrat — vornehm, ein bißchen müde, ein bißchen blasirt; man möchte am liebsten „Herr Baron“ oder „Herr Graf“ zu ihm sagen — ja, sogar „Exzellenz“ oder „Durchlaucht“ wären in besonderen Fällen keine Fehltitulaturen.

Der Kas haßt „Guaba“ oder „Mayer“ und man redet ihn am besten mit den Vornamen „Sepp“, „Xaverl“ oder „Birgl“ an.

Der Käse ist bekömmlich — der Kas ist nahrhaft. Der Kas ist eine Mahlzeit, der Käse beendet eine. Der Kas ist ein treuer Freund für bescheidene Ansprüche — der Käse ist ein charmanter Gesellschafter an der feinen Tafel.

Daß sie aber beide ein wichtiger, unwegdentbarer Bestandteil der deutschen Ernährung und Wirtschaft sind, jeder pflichtbewußt und richtig an seinem Platze, darüber sind sie sich einig — der Kas und der Käse.